Sonntagsblatt des

Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 11. November 1915

Die Patrouille.

Von Dr. P. Meißner, Stabsarzt d. R.

Sie hielten nicht. Unaufhaltsam fluteten die russischen Kräfte vor uns zurück, der Weichsel zu. Das gab anstrengende Märsche, kaum ein Tag unter 40 Kilometer, und das will in Russisch-Polen mehr bedeuten als anderswo.

Es wirkt ganz eigentümlich, dem Feind nah auf den Fersen folgend, seine Spuren an allen Orten zu beobachten. Kamen wir an ein Flüßchen, dann fanden wir die darüber führende Holzbrücke noch brennend. Verängstigte Einwohner, die schüchtern aus den dichten Wäldern an die Marschstraße kamen, bestätigten uns, daß vor knapp einer Stunde die letzten Kosaken davongeritten seien und die Brücke in Brand gesteckt hätten. Natürlich hatte dieses Brückenzerstören gar keinen Sinn, denn die Flüsse waren so flach, daß unsere Kolonnen ohne jede Schwierigkeit neben der brennenden Brücke hindurchzogen. Selbst die Artillerie und die Bagage wurden nicht sonderlich aufgehalten.

So waren wir schon den ganzen Vormittag marschiert, immer dicht hinter dem Feind her, ohne daß wir ihn fassen konnten. Die .... Dragoner, unserer Vorhut zugeteilt, waren ein paarmal mit der Kosakennachhut in Fühlung gekommen, aber auch ohne nennenswerte Erfolge, denn diese widerliche Gesellschaft riß aus.

So näherten wir uns dem Flecken Cz., der uns zum Quartier bestimmt war, und mit dem wir vorläufig die „befohlene Linie" erreichten. Als wir etwa auf zwei Kilometer heran waren, kam ein Dragoner der Vorhut zurück und meldete, daß vermutlich in den Häusern von Cz. noch Kosaken versteckt seien. Eine von einem Einjährigen-Unteroffizier geführte Patrouille von sechs Mann sei nicht zurückgekommen, und man vermute, daß sie mit Kosaken ins Gefecht geraten und aufgerieben worden sei.

Nach kurzer Beratung wurden zwei Züge der als vorderste marschierenden vierten Kompagnie beauftragt, den Flecken nach versteckten Russen abzusuchen. Ich schloß mich dieser Abteilung an, und während das Gros eine Rast machte, marschierten wir auf Cz. los.

Nach einer Viertelstunde kamen die ersten Häuser in Sicht. Der Flecken lag malerisch in einer Talsenkung eingebettet. Teilweise waren die niedrigen Häuser auf den umgebenden Hügeln erbaut, fast alle von kleinen, recht verwahrlosten und verwilderten Gärten umgeben.

Die sogenannte Hauptstraße, auf der wir einrückten, war grundlos. Ein grauer, klebriger Morast, in dem die Mannschaften fast stecken blieben. Als wir die ersten Häuser erreicht hatten, wurden die Züge eingeteilt und nun Haus für Haus untersucht.

Der Ort schien völlig ausgestorben. Kein lebendes Wesen ließ sich blicken. Es hatte zu regnen angefangen, und der bleierne Himmel, der über der Landschaft lag, vermehrte das Düstere und Unheimliche des Eindrucks. Langsam ritten der Hauptmann v. G. und ich die Straße entlang, während die Mannschaften die Häuser absuchten. Als wir um eine Straßenbiegung kamen, sahen wir dicht an den Häusern eine Gestalt liegen. Es war einer unserer Dragoner, und zwar der Einjährige-Unteroffizier, der jene Patrouille geführt hatte. Er hatte nicht lange gelitten, eine Kosakengukel war ihm mitten durchs Herz gegangen. Bei der Untersuchung des Toten fiel mir auf, daß er außer der Uniform nichts, aber auch gar nichts mehr bei sich hatte, keine Uhr, keine Geldtasche, keinen Feldstecher, keine Erkennungsmarke, geschweige denn Waffen. Die Stiefel hatten sie ihm sogar ausgezogen.

Der arme Kerl! Jung, voll Begeisterung, voll Lebensmut, war er vielleicht vor zwei Stunden hier eingeritten, und nun war alles aus. Vorbei für immer. Wir konnten damals nicht einmal seinen Namen feststellen. Es war mir schon öfters aufgefallen, daß Kosaken, wenn sie mit den Unsrigen ins Gefecht kamen und Erfolge hatten, großes Gewicht darauf legten, die Erkennungsmarken unserer Gefallenen an sich zu nehmen. Ein Gefangener hat mir später bestätigt, daß sie diese Erkennungsmarken bei ihren Führern abliefern, als Beweisstücke ihrer kriegerischen Leistungen. Als Junge las ich in Indianerbüchern, daß die Rothäute die Kopfhaut ihrer Opfer als Beweise mit nach Hause brachten. Das fiel mir damals wieder ein.

Als wir weiterritten, fanden wir noch fünf andere Dragoner, alle tot, von den Pferden keine Spur. Alle in gleicher Weise ausgeraubt. Eine maßlose Wut packte unsere braven Reservisten. Jeder malte sich die Tragödie aus, die hier vor zwei Stunden sich abgespielt haben mußte. Ich glaube, wenn wir die feigen Kosakenhunde zu Gesicht bekommen hätten, es wäre ihnen furchtbar ergangen. Daß die Kameraden erschossen waren, das war Soldatenlos, dabei fand niemand etwas, konnte es doch in den nächsten Stunden jedem so gehen, aber daß man ihnen ihre wenigen Habseligkeiten feige geraubt hatte, das war es, was unsere Leute so empörte.

„Pfui Deibel! gegen so'ne Bande muß man kämpfen!" Ein alter Reservist rief es mit einem solchen Abscheu im Ton, wie ich ihn selten gehört habe. Allmählich kamen die verschiedenen Patrouillen, die in den Häusern nach Kosaken suchten, zurück. Als Sammelplatz war der Marktplatz angegeben worden. Noch tiefer der Straßenschlamm, noch elender die Häuser und Hütten ringsherum. In der Mitte des rechteckigen Platzes der unvermeidliche Ziehbrunnen mit seinen riesigen Holzrädern, die zum Heraufwinden der Eimer dienen.

Da unsere Leute weder brannten, noch schossen, noch plünderten, hatte sich die verängstigte fast nur aus Juden bestehende Einwohnerschaft etwas beruhigt. Da und dort erschien am Fenster und in der Tür der elenden Baracken ein Kaftanträger. Schwarzhaarig, rotblond, weiß, mit langen ungepflegten Bärten, in gut gearbeiteten hohen Stiefeln, schüchtern, verängstlich, neugierig, aber alle bereit, sofort ein kleines Geschäft zu machen, ein Glas Tee zu verkaufen, scheußlich aussehende Kuchen anzubieten, ihre bisher versteckt gehaltene meist ranzige Butter an den Mann zu bringen.

„Herr Hauptmann, ein Dragoner fehlt noch, einen haben wir nicht gefunden."

„Unteroffizier, der hat uns doch die Meldung gebracht vor einer Stunde!"

„Nein, Herr Hauptmann, von dieser Patrouille ist niemand zurückgekommen. Es waren ein Einjähriger-Unteroffizier und 6 Mann."

„Wissen Sie das genau?"

„Jawohl Herr Hauptmann, fünf Mann und den Unteroffizier haben wir gefunden, der sechste Mann fehlt noch."

„Sind schon alle Suchpatrouillen zurück?"

„Gefreiter Z. mit drei Mann fehlt noch, die sind nach dem Ostausgang zu."

„Gehen Sie mit 6 Mann, und sehen Sie, wo die Leute bleiben."

Wir warteten weiter auf dem Markt und unterhielten uns mit einigen Juden, die einigermaßen Deutsch sprachen. In der vorigen Nacht hatte noch russische Infanterie hier gelegen. Dort, in jenem Eckhause hatte der Stab gewohnt, vielleicht fünf Offiziere, alles Generale, wie unser Kaftanträger voll Ehrfurcht meinte. Plötzlich um 12 Uhr nachts waren Kosaken gekommen, vielleicht zweihundert, und da sei die Infanterie in aller Eile abgerückt. Die Kosaken seien noch geblieben und hätten unaufhörlich die Straßen durchritten und die Einwohner in die Häuser getrieben. Um 11 Uhr, es war jetzt etwa halb ein Uhr, seien „deitsche" Reiter gekommen, und da hätten sie Schießen hören, und dann seien die Kosaken in wilder Eile davon.

„Herr Hauptmann, wir haben den sechsten Mann gefunden, auf einer Bodenkammer, aber da scheint nicht alles in Ordnung zu sein. Wenn der Herr Stabsarzt sich den Mann einmal ansehen wollten."

„Ja, Herr Doktor, wollen Sie so gut sein?"

„Jawohl, gern, Herr Hauptmann. Unteroffizier, gehen Sie voran!

Ziemlich am Ostende des Dorfes lag auf einem Hügel inmitten eines wildwachsenen Gartens ein niedriges Haus. Als ich näher ritt, sah ich außer unseren Leuten auch eine Gruppe Zivilisten.

Da lag der Dragoner, auf Stroh gebettet, tot.

„Wie haben Sie den Mann gefunden, Z.?"

„Herr Stabsarzt, als wir zu diesen Häusern kamen, fanden wir dort unten am Wege eine Blutlache und eine Dragonermütze. Wie wir nun in den Häusern suchten, haben wir ihn auf dem Boden dieses Hauses, so wie er da ist, hinter der Futtertiste gefunden. Nun sagen die Leute hier, ich verstehe so'n bißchen Polnisch, der Dragoner sei von Kosaken verwundet worden und habe sich auf ihren Hausboden geflüchtet. Da scheint uns was nicht richtig zu sein."

Ich untersuchte den Toten. Er war noch warm. Auch hier ein Brustschuß, aber wohl nicht tödlich, dagegen über dem rechten Auge eine tiefe, bis auf das Hirn gehende Wunde, von einem scharfen Instrument herrührend, einem Beil oder dergleichen. Mit der Wunde konnte der arme Kerl unmöglich die Leiter zum Boden des Hauses hinaufgeklettert sein, also entweder hatte er dort oben jenen absolut tödlichen Hieb bekommen, oder er war schon als Leiche dort versteckt worden. Während ich ihn untersuchte, waren meine Blicke ganz unbemerkt über die Gruppe von Zivilisten geschweift. Stumpfsinnig standen sie da, drei Männer, ein altes Weib und ein heulendes Kind, und hinter ihnen noch ein Mann, schwarzhaarig mit braungelbem Gesicht, funkelnden Augen, zerlumpter Kleidung und etwas auffallend Unruhigem in Haltung und Blick.

„Unteroffizier, halten Sie den Kerl da, der will weg!"

Ich hatte gesehen, wie dieser ekelhaft aussehende Mensch ganz sachte nach der Ecke des Hauses zu sich drücken wollte.

„Haben Sie nichts bei dem Toten gefunden?"

„Nichts, Herr Stabsarzt, gar nichts!"

„Waren auf dem Boden an der Leiter und im Haus Blutspuren?"

„Nein!"

Es war klar, der Dragoner war als Toter auf den Hausboden geschafft worden. Warum? Kein Mensch nimmt sich doch ohne besonderen Grund eine Leiche ins Haus. Es gab nur eine Erklärung, die Leiche war beraubt und sollte nicht gefunden werden. Oder — der verwundete Dragoner war erschlagen, damit man ihn berauben konnte. Für letztere Annahme sprach die Tatsache, daß der Brußschuß nicht, der Beilhieb aber tödlich war. Im Handgemenge konnte der Arme nicht gewesen sein.

Auf meine Veranlassung wurden die Zivilisten durchsucht. Bei jenem verdächtigen Kerl fand sich eine silberne Taschenuhr mit Kette, deutsches Fabrikat, und deutsches Geld. Angeblich hatte ihm das ein Jude verkauft. Es war natürlich alles erlogen. Die Gerichtskommission, die nach Ankunft unseres Regiments sofort zusammentrat, fand auch noch das blutige Beil im Hause. Angesichts der erdrückenden Beweise gestand der Kerl die Tat.

So konnten wir wenigstens den einen jener braven Kameraden rächen, die für uns ihr Leben lassen mußten.

Zu spät.

Eine kleine Kriegserzählung von H. von Mühlenfels.

Dora Petersen wartete auf ihren Mann. Seit mehr als zwei Stunden saß sie wartend auf der Bank, die neben der Tür ihres kleinen Häuschens stand. Die Kinder schliefen, die alte Magd hantierte noch in Küche und Flur und trat hin und wieder hinaus, sah ihre Frau an, schwieg und kehrte ins Haus zurück.

Dora Petersens Herz klopfte. Ihr Mann war zur benachbarten Stadt gefahren, um auf ihre Bitte noch einmal den Versuch zu machen, beim städtischen Tiefbauamt als Ingenieur anzukommen. Von der Nachricht, die er ihr an diesem Abend bringen würde, hing alles ab — Glück oder Untergang.

Sie besaßen nichts mehr; die letzten 50 Franken waren von der Sparkasse abgeholt. Kam er mit schlimmem Bescheid, so konnten sie betteln gehen. Die laue Sommernacht umkoste ihr blondes Haupt; der Mond, der hin und wieder aus leichten, grauen Wolkengebilden hervorlugte, warf einen fahlen Schein auf ihre feinen Züge.

Sie war so wunderschön gewesen, bevor sie an den Mann, den sie heiß geliebt hate, gekommen war. Nun hatten nagender Kummer, nie endende Sorgen mit grausamem Griffel tiefe Furchen ins einst so leuchtende Antlitz gemalt. Kein Mensch glaubte, wie jung sie noch war.

Vom Kirchturm schlug die zehnte Stunde! Warum kam er nicht? Das Bureau schloß um 5 Uhr; er hätte lang vor Abendbrot zurück sein können. Das Haupt sank ihr auf die Brust; das Herz krampfte sich in banger Ahnung zusammen. Tiefe Hoffnungslosigkeit kam über sie.

„Sie sollten besser hereinkommen, Frau!" sagte die alte Magd, die schon bei Doras Eltern gedient hatte, und die hier bei den jungen Leuten ihre Arbeit ohne Entgelt verrichtete. „Es wird kühl, und wenn er bis zum zehne nicht gekommen ist, dann kommt er noch lange nicht!"

Die Frau barg ihr Gesicht in die Hände.

„Laß mich, Hanna!" sagte sie fast flehentlich, und die Alte ging ins Haus zurück. Dora Petersen schlief nicht, aber sie erschrak, als sich ihr plötzlich eine Hand auf die Schulter legte — die Hand ihres Mannes.

„Ernst", rief sie und suchte in der Dunkelheit die Züge seines Gesichtes zu erkennen; ein leichter Schauder flog über sie.

Er ließ sich auf die Bank fallen; die Füße trugen ihn nicht ganz sicher.

„Es ist furchtbar!" stöhnte Dora.

Er wurde böse. „Was ist furchtbar?"

„Du hast getrunken!" sagte sie tonlos.

Er lachte auf. „Das haben mehr getan als ich an diesem Tage!" sagte er trotzig.

„Hast du die Stelle bekommen?" fragte sie da mit einem leisen Aufatmen.

„Die Stelle bekommen? Nein, Kind! Um Stellen bewirbt sich heute keiner. Die hat nächste Woche jeder von selbst. In zwei oder drei Tagen werden wir Krieg haben!"

Sie sah ihn ungläubig an. Immer, wenn er ein schlechtes Gewissen hatte, brachte er irgend eine erstaunliche, überwältigende Nachricht, die ihr Interesse von ihm ablenken sollte.

Er war so unsäglich schwach, so erbärmlich, so feig!"

Sie ließ ihn auf seiner Bank sitzen und schlich ins Haus. Im großen Alkovenzimmer schliefen ihre beiden Kinder, die süßen Gesichter rot vom gesunden Schlaf.

Ein heißes Schluchzen kam aus ihrer Brust. In ein paar Tagen hatten sie nicht mehr genug, um diese kleinen, armen Geschöpfe satt zu machen.

Ernst Petersen schlief seinen Rausch draußen vor dem kleinen Häuschen aus. Erst als der Morgen leise heraufzog, begann er zu frösteln, schlich ins Alkovenzimmer, legte sich zu Bett und schlief bis tief in den neuen Tag hinein.

In Doras Hirn arbeiteten die Gedanken. Wenn er sie doch frei gäbe! Wenn er ihr doch eingestände: „Ich bin nicht fähig, für eine Familie zu sorgen, ich bin nicht einmal fähig, mich selbst zu erhalten!" Ja, wenn er sie gehen ließe mit den Kindern! Sie und die beiden armen Würmer würde der Vater wieder ins Haus nehmen. Der Mann aber, vor dem er keine Achtung hatte, durfte seine Schwelle nicht übertreten.

Aber so war Ernst Petersen nicht; der ließ sie nicht frei — nie und nimermehr! Der legte sich, sobald der Rausch verflogen war, wieder aufs Bitten und Versprechen, und war man nicht gefügig, so wurde er gewaltig.

Solch ein armseliger, elender Mensch, und doch hatte sie ihn einst geliebt, heiß und grenzenlos geliebt! Wie war das möglich gewesen?

Am Nachmittag saß Petersen bleich vor der Tür des Hauses und sprach vom Krieg, aber Dora hörte nicht zu; sie wandte geflissentlich die Aufmerksamkeit den Kindern zu.

Aber dann kam der Pfarrer mit dem Lehrer an der Seite an ihnen vorbei, und der Pfarrer wandte sich um und sagte: „Schwere Zeiten kommen für unser Vaterland. Sie werden wohl auch unter den Ersten sein, die hinausziehen, Petersen?"

„Ja," sagte der und reckte sich auf. „Ja, Herr Pfarrer, so wird es sein!"

In Doras Gesicht ging eine große Veränderung vor.

„Ist es wahr mit dem Krieg?" fragte sie zitternd, und Petersen triumphierte.

„Natürlich ist es wahr, und in ein paar Tagen bist du mich los!"

Sie beugte sich zu den Kindern hinab, sie war wie betäubt.

Er sprach noch etwas von dem, was er gestern gehört, aber sie war nicht fähig, ihm zu folgen.

Da sprang er ärgerlich auf. „Hast du noch etwas Geld?"

Sie zuckte nur die Achseln und schlich ins Haus. Die Knie zitterten ihr.

„Dann nicht!" schrie er wütend, blieb sitzen und starrte ins Leere.

* * *

— — Eine Woche später saß Dora mit ihren beiden Kindern im stillen, behaglichen Wohnzimmer ihres Elternhauses.

Zum ersten Male hatte ihr Mann in seinem Rausch die Wahrheit gesprochen. Unerhörte Ereignisse hatten die ganze Welt erschüttert. Für eine kurze Spanne Zeit war jeder von der Sorge und Angst ums eigene Wohl und Wehe abgelenkt worden; eine kurze Spanne Zeit war auch die kleinste, engste Seele über sich selbst hinausgewachsen. Dora hatte ihren Mann zum Bahnhof geleitet, und irgend ein gutes Gefühl für ihn war beim Abschied wieder in ihr Herz gezogen.

Aber als sie dann ins stille, arme Häuschen zurückgekehrt war, als die bitteren Sorgen sich von neuem bleischwer auf ihre schwachen Schultern legten, da schwand das armselige bißchen Liebe für ihn schnell wieder dahin. „Ein schlechter Mann — ein schlechter Vater!" jammerte es in ihr, und sie schämte sich seiner, weil sie ihn einstmals so hoch eingeschätzt hatte. Einen Tag später war der Brief des Vaters mit der Einladung, zu ihm zu kommen, angelangt. Sie weinte beim Lesen. Es kam ihr hart an, selbst vom eigenen Vater Wohltaten anzunehmen, aber sie hatte keine Wahl. Es war nicht Geld und war nicht Brot im Haus, und kleine, unschuldige Würmer sahen mit vertrauenden Augen zu ihr auf. Da war sie mitsamt den Kindern und der alten, treuen Magd in den behaglichen Wohlstand, aus dem sie stammte, zurückgekehrt. —

Furchtbar wütete der Krieg in West und in Ost; unfaßliche, grauenvolle Berichte von mittelalterlichen Grausamkeiten, die verübt worden waren, standen in den Zeitungen.

Die ersten Briefe von den ins Feld Gezogenen kamen in der Heimat an. Die Frauen, die sich auf der Straße begegneten, hielten einander an und berichten sich vom Ergehen ihrer Männer und Söhne.

Auch Dora hatte einen Brief von ihrem Mann erhalten. Sie hatte nie, auch während ihrer Brautzeit nicht, Briefe mit ihm gewechselt, sie hatte auch niemals Briefe von ihm, die er an andere geschrieben hatte, gelesen, und darum sah sie vielleicht mit solch staunenden Augen auf das Blatte, das sie nun schon seit mehr als einer Viertelstunde in der Hand hielt.

„Liebe Dora," schrieb er. „Wenn ich dir schildern wollte, was meine Augen in diesen wenigen Tagen, die ich fern von Euch bin, gesehen haben, so müßte ich Grauenhaftes berichten, und das möchte ich nicht! Entsetzlich ist dieser Krieg, der die Welt erzittern macht, und wenn man mitten drin steht in diesem Jammer, in diesem unaussprechlichen Elend, dann suchen die Gedanken in ihrer Qual einen Punkt der Ruhe, des Wohlseins. Dora, meine Ruhe, mein Glück liegen in deiner Hand! In diesen Tagen des furchtbaren Erlebnis habe ich zum ersten Mal aus tiefstem Herzensgrund herausgefühlt, welch schlechter Mann, welch gewissenloser Vater ich gewesen bin. Aber glaube mir — und dieses soll kein leeres Versprechen sein — kehre ich zurück aus diesem Toben hier draußen, dann bin ich ein anderer — dann sollst du entschädigt werden für alles Leid, das du durch mich erfuhrst. Das schwöre ich beim Haupte meiner Kinder. — — —"

Ihr Kopf hatte sich tief geneigt; wieder und wieder las sie seinen Brief durch.

Das Leben an seiner Seite zog wieder an ihrer Erinnerung vorbei: diese Kette von Enttäuschungen, diese ewigen Versprechungen und der immer von neuem erfolgende Rückfall in den alten Leichtsinn.

Sie seufzte tief und schmerzlich. Konnte man da noch glauben — noch Vertrauen haben?

Nein — nein! Zu oft hatte er ihr gelobt, ein neues Leben anzufangen. Zu leicht flossen ihm solche Versprechungen von den Lippen. Die Bitterkeit hatte sich zu tief in ihr Herz eingefressen; sie konnte ihrer nicht mehr Herr werden. Und doch lag dieser Brief wie ein Alp auf ihrer Brust.

„Schreib mir ein gutes, liebes Wort!" hatte er am Schluß gebeten und nun setzte sie sich an den Tisch, nahm Papier und Tinte und begann zu schreiben. Kühl fing sie an; aber während des Schreibens tauchten Erinnerungen aus früherer Zeit in ihr auf — aus jener Zeit, da sie ihn so über alles geliebt hatte.

Und ohne daß sie es wollte, ward der Brief immer wärmer, und ihr Herz schlug laut dabei, die Hände flogen über das Papier — sie wußte gar nicht mehr, was sie eigentlich schrieb. Wie eine Mutter zu einem irre gegangenen Kinde spricht, so wurden ihre Worte: gut, liebevoll, verzeihend.

„Ich glaube an dich! Noch einmal will ich an dich glauben! Und ich will die Kinder lehren, daß sie für dich beten! Und ich selbst will für dich beten, daß du gesund heimkehrst!" Und während sie so schrieb, ward es immer heller, immer freudiger in ihrem Herzen.

Zum ersten Mal fühlte sie jetzt, daß auch sie nicht ganz schuldlos war, daß ihr Herz sich verhärtet hatte, und daß der schwache Mann, der einer Stütze bedurfte, vielleicht oft schon vergeblich auf ein gutes Wort von ihr gehofft hatte. Tränen der Reue liefen über ihre Wangen, als sie zum Schluß schrieb: „Wir wollen wieder ein neues Leben beginnen; du sollst stark und ich will weich werden! Und wenn wir beide diesen Vorsatz ausüben, dan wird und muß es ja gut werden!"

Sie brachte den Brief zur Post und sie malte sich aus, wie er sich freuen würde, wenn er ihn läse, wenn er sähe, daß sie noch an ihn glaubte — und seinen Worten vertraute.

Als sie nach Hause kam, fand sie den Vater mit seltsam ernstem Gesicht.

„Komm zu mir Dora!" bat er und begann: „Deine Ehe ist keine glückliche gewesen, Dora! Dein Mann hat es nicht verstanden, dir und den Kindern ein wohliges Heim zu schaffen, und er wäre vielleicht eines Tages ganz in die Irre gegangen. . ."

„Vater, Vater!" schrie sie auf.

„Aber Gott hat Gerechtigkeit walten lassen. Dein Mann hat einen ehrenvollen Tod gefunden. Deine Kinder werden in Ehrfurcht an ihren Vater denken können. Das ist ein großes Gnadengeschenk."

Sie hörte nicht mehr — sie war aus dem Zimmer geschlichen.

Die große, tiefe Liebe von früher war wieder in ihrem Herzen.

Zu spät! Zu spät!

Unser Mitarbeiter auf dem Kriegsschauplatze.

Sehr geehrte Redakzjon!

An' Bericht uff Cadorna'sche Ard mecht'ch Ihn' doch nich schicken, denn die find' mer in jeder Dageszeidung under der Ruwrit: „Wedderberichte". Un weil ooch sonst hier noch so ziemlich alles bei'n alden is, will ich Ihre Neigier nich länger uff de Folder schbann' und Ihn' den Rest von mein' marinierten Bedder fein' Brief schreim, von da an, wo ich 's letztemal abschnabben mußte. Da heeßt's also weider:

„Der Kommandant von unsern Boot is ä famoser Kerl. Kald wie äne Hundeschnauze. Neilich hadde sich unser Geschwader an feindliche Kreizer 'rangebirscht, un nu krachte's von allen Seiten. Mächdche Wasserseilen schdiegen uff, wo ä Dorbedo einschlug, un die dunkle un schdirmische Nacht wurde unheimlich von Scheinwerfern un brennenden Schiffen beleichdet. Da schdand er in fein' Deerzeich wie aus Erz gegossen uff der Kommandobricke un guckte durch sei brachdvolles Glas. Uff eemal kam äne außergewehnlich große Schdurzwelle — er rutschte aus, sei Glas flog 'runder, un de nächste Welle schbielte's iwer Bord. „Schweinerei!" sagte'r, un dann: „Maat, ä andres Glas, un bring'n Se glei än' Schnabbs mit!" — Der läßt s'ch ähm dorch nischt aus der Ruhe bring'n. Vor verz'n Dagen sah' mer uns ämal uff der andern Seite von Kanal a bißchen de Gegend an. Bloß so. M'r muß doch was ze dun ham. Da meent'r uff eemal: „Hm, bis nach'n Hafen von X. sin's noch so un soviel Seemeilen. Welche Schnelligkeit könn' m'r'n fahren?" — „Zwangzch, Herr Oberleidnant." — „Bong, fahr' m'r einunzwanzch! Mal seh'n was dort los is." — „Zwanzch un ä halb is's aißerschte, Herr Oberleidnant!" — „Bong, fahr' mer einunzwanzch!" — Un nu ging's los. Wie m'r so ziemlich 'ran war'n, un der Hafen schon in Sicht war, da war'n ooch gleichzeidch ä baar feindliche Kreizer in Sicht, die dort uff der Lauer lagen. Da meente der Oberleidnant: „Dumme Geschichte! 'rein kamm'r da nadierlich nich. Woll'n awer ä bißchen angreifen, nich? Nadierlich! Greif' m'r ämal an!" — Noch ä baar ruhige Kommandos, un 'ran ging's an' Feind. Los mit den Dorbedo! Wieder äne mächdche Wasserseile. Der hadde gesessen. Awer die andern Kreizer war'n ooch nich faul, un mir trichten ooch richdch unser Deil ab. Zum Glick war'sch nischt ernstliches, awer uffhalten durft' m'r uns nu nich mehr. Nu ging's haste was kannste zerick. 's war ä scheener Erfolg gewesen, ooch for mich, denn ich krichte hernachen 's Eiserne Kreiz.

Eene gelungene Nudel hamm'r an Bord. Das is Joneleit, ä Liddauer. A dichdcher Seemann, awer ä verrücktes Luder. Der nennt se alle „du". Eemal sagt'r'sch ooch zum Oberleidnant. „Mensch", sagte der, „sagen Sie denn zu jeden „du"?" — „Nein, Herr Oberleidnant, bloß zu dir un zu Herrn Obermaat." — —

Das war'sch in der Haubdsache, was m'r mei Bedder schrieb. Hoffentlich klärt sich 's Wedder nu bald uff. Dann kriegen Se s' nächstemal wieder än' ausfihrlichen Bericht von Ihren gedreien

Gottlieb Hahnemann.